

Zeitschrift:	Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber:	Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band:	66 (1987)
Heft:	5
Artikel:	Die "Arbeitsgruppe Perspektiven" kritisch beleuchtet : nur Teflonsozialisten?
Autor:	Kästli, Tobias
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-340488

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

desring oder der CVP überlassen.

Wir müssen unseren Teil zu mehrheitsfähigen Lösungen leisten, indem wir unser sozialistisches Parteiprogramm zugrunde legen. Mit dem Programm von Lugano verfügen wir über ein Instrument, mit dem wir ohne Schwierigkeiten in die 90er Jahre steigen können. Ein Programm, mit dem wir durchaus in der Lage sind, die politisch bewussteren Teile der neuen Mittelschichten, auch der technischen Intelligenz, anzusprechen. Wir haben schon heute ein grosses Mass an politischem Sachverstand anzubieten, in der Energiepolitik (Atomausstieg ist möglich), in der Umweltpolitik, in der Chemiepolitik oder in der Verkehrspolitik.

Mit den neuen Mittelschichten machen wir noch keine Politik. Uns muss es noch viel mehr gelingen, auch jene stärker werdenden Gruppen anzusprechen

und zu mobilisieren, die das Vertrauen in die technische Lösbarkeit aller Probleme verloren haben und davon überzeugt sind, dass die Ökologisierung der Wirtschaft letztlich nur über eine Überwindung der kapitalistischen Industriegesellschaft erreicht werden kann.

Mehr innovative Kräfte gefordert

Kein Zweifel: Die SPS wird in den nächsten Jahren gewaltige Anstrengungen unternehmen müssen, um wieder mehr politisches Gewicht zu erreichen. Deshalb sind grundsätzliche Diskussionen, wie sie von der Perspektivengruppe angeregt worden sind, unbedingt notwendig. Wir haben tatsächlich guten Grund, einige alte Zöpfe abzuschneiden, Staub abzuwischen, zum Teil eine neue, kommunikativere Sprache zu finden und den Zugang zur Öffentlichkeit zu verbessern. Da-

zu brauchen wir allerdings nicht schon wieder ein neues Programm, sondern wir müssen jetzt vor allem daran gehen, dieses Programm zu konkretisieren, inhaltlich zu füllen, entsprechende politische Strategien zu entwickeln und vor allem uns vermehrt um Fragen der Mobilisierung zu kümmern. Wir müssen mehr politischen Sachverhalt in der Partei ausschöpfen und über die engere Parteimitgliedschaft hinauskommen. Alles richtig. Das kann aber nicht heissen, eine Politik der diffusen Mitte, der verwischten Konturen, des reinen Reformismus zu formulieren und erst noch eine Absage an die sozialistische Tradition zu erteilen. Damit wäre die SPS äusserst schlecht beraten und sehr rasch zu einer politischen Marginalrolle verurteilt. Dies kann sicher nicht wünschbare Zukunftsperspektive der Sozialdemokratie sein.

Die «Arbeitsgruppe Perspektiven» kritisch beleuchtet

Nur Teflonsozialisten?

Von Tobias Kästli

Eine Genossin neben mir beklagt sich über Vorurteile: Dass sie im eigenen Bauernhaus wohne, werde ihr von bürgerlichen Kollegen zum Vorwurf gemacht: Wer so wohne und lebe wie sie, könne nicht Sozialdemokratin sein. Darüber könne sie noch hinwegsehen. Das rückte sei aber, dass die eigenen Genossinnen und Genossen ihr den gleichen Vorwurf machten, das gleiche bürgerliche Argument entgegenhielten. Ja, ja, sagt der Genosse ihr gegenüber, der im eigenen Reiheneinfamilienhaus wohnt, noch mancher Genosse würde gerne das Haus

kaufen, in dem er wohnt. Deshalb habe Beat Kappeler schon recht, wenn er fordere, die 2. Säule sei in eine «Hypothekarbriefzentrale» umzuwandeln, die eine breitere Streuung des Wohneigentums ermögliche. Ich werfe etwas von genossenschaftlichen Wohnformen, weil ich selbst in einem Genossenschaftshaus wohne. Dann schweift das Gespräch ab auf «unpolitische» Bereiche. Wo sie denn in die Ferien gehe, fragt der Genosse. Ihre Augen glänzen. Sie gehe wieder tauchen – auf die Malediven. Der Genosse sagt begeistert, das wä-

re auch einmal sein Wunsch. Er habe jetzt gerade seinen ersten Tauchkurs absolviert.

Tauchferien auf den Malediven

Geplauder im Berner Restaurant Beaulieu am Abend des 28. März 1987. Von der Schule für Sozialarbeit, wo wir tagten, sind wir in die Beiz herübergekommen, um noch gemeinsam ein Bier zu trinken. Seit 11 Uhr morgens haben wir über Perspektiven der Sozialdemokratie diskutiert. Eingeladen hat die «Arbeitsgruppe Perspektiven», und die Notwendigkeit der Dis-

kussion hat sie so begründet: «Zuviel hat sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik verändert, als dass es an einer grossen, demnächst hundertjährigen Partei spurlos hätte vorbeigehen können. Die SP befindet sich mitten in einer Übergangsphase, welche mit *Schwierigkeiten* verbunden ist, aber auch *Chancen* eröffnet.» – Schwierigkeiten? Wir sind Gefangene unserer eigenen Ideologie; deshalb ist Entideologisierung notwendig. Chancen? Tauchferien auf den Malediven!

Ich weiss: Ich bin unfair und polemisch. Dabei finde ich es ja gut, dass die «AG Perspektiven» die Diskussion angerissen hat. Aber dieses 30seitige Perspektiven-Papier, das als Diskussionsgrundlage dienen soll, ist nicht gerade ein Hit. Als es vor etwa einem Jahr in Umlauf gesetzt wurde, überflog ich es gelangweilt. Haften geblieben sind nur Sätze wie der über die Chancen der neuen Technologien oder den Nutzen des Privateigentums. Da haben die gutverdienenden Bundesbeamten, die Technokraten in unserer Partei zugeschlagen, dachte ich.

Die «Perspektiven»-Tagung

Meine Vorurteile gegenüber der «AG Perspektiven» schienen sich an der Tagung vom 28. März zu bewahrheiten. Schon der äussere Rahmen behagte mir nicht: Ein Zimmer in der Schule für Sozialarbeit, dicht bestuhlt, vorne der Tisch für die Referenten; Frontalunterricht; viel Papier, sauber beschrieben von der Sekretärin Ruth Straubhaar; Begrüssung durch Hans Werder, spezielle Begrüssung der Honoratioren (zwei, drei Nationalräte sind da). Werder wirkt routiniert; als Koordinator in der Bundeskanzlei hat er das Managen sol-

cher Veranstaltungen gut gelernt. Dann das erste Referat: Beat Kappeler, SGB-Sekretär, tritt auf in Schale und Krawatte. Es stehen ihm 15 Minuten zur Verfügung. Ziemlich schnell liest er seinen gut formulierten Text herunter. Fragen seien schriftlich auf den vorgedruckten Formularen einzureichen, sagt Hans Werder. Dann kommt Michael Kauffmann, Sekretär der SP Bern. Er gehört als einziger Referent nicht zur «AG Perspektiven». «Bin ich hier eine Alibifigur?», fragt er. Dann übt er Kritik am Papier. Was er sagt, ist gut, ist sympathisch. Aber Kappeler war brillanter.

Beat Kappelers Liberalismus

Was hat Kappeler gesagt? Es war eine geballte Ladung, ging zu schnell. Das Blatt mit der Zusammenfassung seiner Thesen erweist sich jetzt als nützliche Gedächtnishilfe. Die Thesen für sich genommen tönen wiederum sehr apodiktisch und ziemlich technokratisch. Aber der Vortrag hat mir einen andern Eindruck gemacht: Kappeler denkt sehr genau nach über die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, wie er sie als Gewerkschaftsskretär und privater Konsument kennenlernt. Was er sagt, wirkt in sich stimmig und ist im besten Sinne liberal. Liberalität sei der radikalste Standpunkt in unserer Gesellschaft, meint er. Die Wirtschaft ist beherrscht von Monopolen und Kartellen; die gelte es aufzubrechen. Mehr Konkurrenz bedeute mehr Chancen für mehr Leute. Allerdings müssten Rahmenbedingungen gesetzt werden, zum Beispiel durch das Arbeitsrecht, aber auch durch Gebote und Verbote im Sinn des Umweltschutzes.

Kappeler plädiert für Vielfalt und Dezentralisierung, daher auch für breitere Streuung des

Wohneigentums. Wohneigen-
tum ist qualitativ bessere
Wohnnutzung, ist besseres Le-
ben. Man sollte mehr an den di-
rekten Nutzen, statt an einen
vielleicht später einmal zu reali-
sierenden Zweck denken.
«Das materielle Zweck-Mittel-
Denken peitscht uns vom ei-
gentlichen Leben weg», sagt er.
Kapital zu akkumulieren im
Sinn eines Opfers für die Zu-
kunft habe sich als sinnlos er-
wiesen. – Also Kapital abbau-
en? Das sagt er nicht.

Teflonsozialisten

Nachher spricht Karl Weber zur Technologiepolitik. Er ist viel skeptischer gegenüber den neu-
en Technologien, als ich erwartet hätte. Nach seinem Referat teilt sich die Versammlung in vier Arbeitsgruppen auf. In meiner Gruppe stellt sich eine versöhnliche Stimmung ein: Die Unterschiede zwischen Beat Kappeler und Michael Kauffmann seien gar nicht so gross gewesen. Die Fronten sind nicht mehr klar auseinanderzuhalten, sobald man von den reinen Thesen wegkommt und konkret nach den Haltungen fragt, die dahinterstehen.

In andern Arbeitsgruppen aber prallen die Meinungen hart auf-
einander. Oder prallen die Ar-
gumente der Kritiker einfach an
der überlegenen Haltung der
Perspektiven-Leute ab? Ein
Kritiker meint, von dem, was er
vorbringe, bleibe nichts haften.
Er habe es hier offenbar mit
Teflonsozialisten zu tun.

Beim Mittagessen fällt der star-
re Rahmen vollends weg, und
am Nachmittag geht es locker
weiter; die Formulare für die
schriftlichen Fragen sind ab-
geschafft worden. Peter Hablüt-
zel spricht zur Rolle des Staates;
bei aller Kürze ist er diffe-
renziert. René Longet, Na-
tionalrat aus Lausanne, plädiert
für eine neue, verständlichere,
den Realitäten besser angepass-

te Sprache. Er teilt mit, dass in der Romandie eine Parallelgruppe zur «AG Perspektiven» entstanden sei. Hanna Muralt versucht in ihrem Referat, den Frauenstandpunkt einzubringen, was für mich etwas aufgesetzt wirkt, denn zu sehr gleicht ihr Diskurs demjenigen im «technokratischen» Perspektivenpapier.

Neue Mittelschichten

Widersprüche bleiben, aber man kann reden miteinander. SPS-Vizepräsident Peter Vollmer markiert seine Opposition gegen die Perspektivengruppe bei der Frage nach der Rolle des Staates. Auch mit der breiten Streuung des Wohneigentums, überhaupt mit Kappelers Liberalismus, kann er sich nicht so ohne weiteres befreunden. «Bessinnen wir uns doch zurück auf den Sozialismus», meint er. Aber was ist Sozialismus? Sind Beat Kappelers Thesen, die den planwirtschaftlichen Sozialismus ausschliessen und eher an frühsozialistischen Vorstellungen anknüpfen, nicht auch Sozialismus?

Es ist viel von den «neuen Mittelschichten» die Rede, die es anzusprechen gelte, um den Wähler- und Mitgliederschwund der SP wettzumachen. Plötzlich sagt jemand das erlösende Wort: Wir müssen nicht die neuen Mittelschichten erobern, denn wir *sind* ja die neuen Mittelschichten. Aber wo sind die Verkäuferinnen? (Siehe Editorial in dieser Nummer. Die Red.).

Im abschliessenden Podiumsgespräch kommt noch einiges an konkreter Lebenswirklichkeit in die Diskussion, vor allem dank Hans Baumann, GBH-Sekretär, und dank Ruedi Strahm, der sich beeindruckt zeigt von dem, was in seiner Arbeitsgruppe über die Nöte der Machtlosen gesagt wurde. Nach dem Ende der Veranstal-

tung und nach dem Bier im Beaulieu gehe ich noch zum gemeinsamen Nachtessen mit einigen Exponenten der «AG Perspektiven», anschliessend zu einem Glas Wein in Peter Hablützels gediegene Dachwohnung. Interessante, anregende Gespräche. Die Leute sind glänzend informiert über eidgenössische Politik. Wir brauchen sie in der Partei, denke ich. Aber meine Kritik an ihren Thesen bleibt.

Der Schein von Allgemeingültigkeit

Was habe ich eigentlich – ausser Äusserlichkeiten – zu kritisieren? Ich weiss es nicht genau. Zuhause lese ich das Perspektiven-Papier noch einmal durch. Der erste Satz lautet: «Es ist heute allgemein anerkannt, dass wir mitten in einem gewaltigen wirtschaftlichen, technologischen und gesellschaftlichen Umwälzungsprozess stehen.» Es ist heute allgemein anerkannt... Der Satz regt mich nicht gerade zum Weiterlesen an. Na ja. Ich raufe mich zusammen, denn ich möchte doch gerne wissen, welche Konsequenzen die Thesenverfasser aus dem «gewaltigen» Umwälzungsprozess ziehen.

Was müssen wir als Sozialdemokraten tun? Ach so, das ist ja hier gar nicht die Frage. Pardon. Was muss die SP tun? Die Antwort – bababadaang: «Die grundlegende Aufgabe der SP in dieser Situation muss es sein, den wirtschaftlich-technologischen Fortschritt in einen gesellschaftlichen Fortschritt umzusetzen.» ... muss es sein. Nichts dagegen zu sagen. Es ist so. Punkt.

Bloss: was ist der gesellschaftliche Fortschritt? «Leitlinien für diesen gesellschaftlichen Fortschritt bleiben die alten sozialdemokratischen Ziele: Befreiung des Menschen aus Abhängigkeit und Zwängen, soziale

Gerechtigkeit und Solidarität.» Könnte ein Bundesrat – unter Weglassung des Wortes sozialdemokratisch – in seiner Erstaugustansprache gesagt haben. Erwarte ich Konkreteres? Das wäre falsch. Das Papier belehrt mich: «Der konkrete Inhalt des gesellschaftlichen Fortschrittes kann und darf nicht dogmatisch vorausbestimmt werden.»

– Ganz undogmatischer Fortschritt? Jedenfalls Fortschritt. Und um ihn zu entfalten, braucht es Instrumente, die da sind: Markt, Plan und Eigentum. Diese Instrumente müssen pragmatisch eingesetzt werden, sagt das Perspektivenpapier. – Wie bitte? Aus welchem Lehrbuch stammt das? Markt, Plan und Eigentum als Instrumente zur Entfaltung des Fortschritts? Warum ausgerechnet diese drei Dinge?

Aha, ich ahne, dass es da um Schlüsselbegriffe geht, um Reizwörter in der Diskussion um die Zukunft der Sozialdemokratie. Markt und Plan: Wollen wir mehr Marktwirtschaft oder mehr Planwirtschaft? Eigentum: Ist es gut oder schlecht, wenn ich in meinem eigenen Einfamilienhäuschen wohne?

Eine SP-Enzyklika

Warum sagen es die Autorinnen und Autoren nicht so? Warum bringen sie ihre Anliegen im Stil einer Enzyklika vor? Sie wollen undogmatisch sein, formulieren aber dogmatisch: «Grundsätzlich abzulehnen ist eine Dogmatisierung von Eigentum, Markt oder staatlicher Planung.» – Ganz allgemein und unpersönlich gesagt! Die Autorinnen und Autoren des Papiers denken scheinbar nicht an sich. Sie denken an die Schäfchen.

Die Schäfchen laufen der Kirche (SP) davon: Wähler- und Mitgliederschwund der SP. Das ist schlecht. «Das Szenario,

dass die SP von den bürgerlichen Parteien aus den staatlichen Machtstellungen verdrängt wird, ist heute nicht mehr ganz unwahrscheinlich.» Darum weniger Dogmatismus. Öffnung zu den neuen Mittelschichten. «Die Wähler, welche eine sozialdemokratische Partei vor allem ansprechen muss, sind ohne Zweifel die immer breiter werdenden Schichten der privaten und öffentlichen Angestellten bis hin zu den wissenschaftlich-technischen Kaderberufen.» Ohne Zweifel! Wie können diese neuen Mittelschichten angesprochen werden? Indem die SP «in Zukunft wesentlich über eine ökonomische und soziale Interessenvertretung bestimmter Interessenschichten hinausgeht.» Die sozialpolitischen Anliegen der SP sind ja in den letzten Jahrzehnten ohnehin so ziemlich erfüllt worden; Wohlstand für alle ist erreicht worden (sagen diejenigen, die im Wohlstand leben!). Es gebe zwar noch «Absteiger»; das wird im Papier erwähnt. Aber die «sind für SP und Gewerkschaften weitgehend verloren». Das Thema ist also uninteressant.

Soll doch die NA zum Sammelbecken der Unterprivilegierten werden. Die SP muss sich mit anderem beschäftigen; sie muss «fundierte Antworten auf die Schlüsselfragen der Industriegesellschaft erarbeiten». Welches sind die Schlüsselfragen? Da kann man sich an Peter Glotz, den Geschäftsführer der SPD, halten: Es sind die Fragen nach der Funktion der Arbeit, nach den Möglichkeiten der Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen, nach der Neuanpassung des Systems der sozialen Sicherheit, nach der Rolle des Staates, nach dem Verhältnis zwischen Mann und Frau, nach der sozialen Steuerung der modernen Technologie, nach den Chancen der Freizeitgesellschaft, nach Frieden und Ge-

rechtigkeit in der Welt. Keine Kleinigkeiten!

Wichtig ist, dass die Antworten auf diese Schlüsselfragen vorliegen, «bevor die öffentliche Diskussion einsetzt». Wäre ja noch schöner, wenn die öffentliche Diskussion einsetzen würde, bevor die SP eine fixfertige Antwort hat. Die Öffentlichkeit soll auf die SP-Enzyklika warten und dankbar sein, dass die SP ihre Vordenkerrolle wahrgenommen hat. Dafür darf die SP dann auch die Macht im Staat haben oder zumindest die «kulturelle Hegemonie als Vorstufe zur politischen Macht.»

Grüne Räder für den Fortschrittszug

Nein, ich verwahre mich gegen eine kulturelle Hegemonie dieser oberen Mittelschichtler, dieser Technokraten, die (auch dank ihrer Position in der SP) wissen, wie angenehm Macht schmeckt. Sie wollen die Macht nicht verlieren. Sie haben Angst, von der technologischen Entwicklung auf den Misthaufen der Geschichte geworfen zu werden, wenn sie nicht mitmachen. Sie wollen ein positives Verhältnis zur neuen Technologie, wollen die Technologie ihrer «sozialen Steuerung» unterwerfen. Nur keine falschen Utopien, bitte. Kann nicht gerade die neue Technologie die alte, umweltzerstörende Technologie verdrängen, ist sie nicht einfach notwendig bei der Durchsetzung ökologischer Postulate? Das ist die Rechtfertigung. Die ökologische Notwendigkeit drängt das sozial Wünschbare in den Hintergrund. Jetzt kann man auch als Sozialdemokrat auf den fahrenden Zug aufspringen und märtyrerhaft sagen, man tue es, weil man die Räder auswechseln wolle – neue grüne Räder am fahrenden Zug montieren! –, was ja schliesslich ein schwieriges Kunststück sei.

Privilegien abbauen

Ich bin nicht einverstanden mit diesem Konzept. Ich bin nicht der Meinung, dass die sozialen Fragen weitgehend gelöst sind.

Ich sehe nur wenig davon, dass neue Technologien zu einem neuen ökologischen Gleichgewicht führen, sehe aber sehr häufig, wie neue Technologien die Produktivität erhöhen, Arbeitsplätze wegrealisieren, die Menschen erhöhtem Stress, sozialer Unsicherheit und neuen Konsumzwängen unterwerfen. Ich bin überzeugt, dass die ökologische Frage nur in der Verknüpfung mit der sozialen Frage gelöst werden kann. Solange unternehmerisch begabte Profithaie und privilegierte Festbeholdete immer wieder neue, höhere Konsumstandards setzen, ist das ökologische Gleichgewicht auch mit allen Katalysatoren und andern technischen Tricks nicht zu retten. Solange die industrialisierte Welt mit ihrer gigantischen Verschwendungsökonomie die Dritte Welt ausbeutet und an sich bindet, ist das ökologische Gleichgewicht nicht wieder herzustellen. Ich bin für mehr Gleichheit, mehr Demokratie, mehr Chancen für die Unterprivilegierten. Ich gehöre zwar auch zur privilegierten Mittelschicht, ausbildungsmässig und prestigemässig gesehen. Einkommensmässig bin ich anspruchsloser. Als freier Journalist kann und will ich nicht ein Mittelstandseinkommen erzielen. Meine Ansprüche zielen auf anderes: auf das, was ich nicht im Alleingang erreichen kann, auf den öffentlichen Raum im weitesten Sinn, auf eine offene politische Kultur. Ich meine, dass diese Ansprüche nicht auf Kosten der Unterprivilegierten gehen, sondern im Gegenteil nur Sinn machen, wenn sie Privilegien abbauen.

Privilegien sind Vorrechte. Der Privilegierte hat bessere Möglichkeiten als alle andern. Es ist schön, privilegiert zu sein. Wer im Stadion, wo alle sitzen, aufsteht, ist privilegiert, denn er sieht den Match besser. Nur: Wenn dann alle aufstehen, dann ist das Privileg weg. Wer jetzt noch privilegiert sein will, muss sich auf die Zehenspitzen stellen. Wenn am Ende alle auf den Zehenspitzen stehen, ist es für alle unbequem. Besser wür-

de man sich einigen, gemeinsam wieder abzusitzen.

Fred Hirsch hat dieses Bild in seinem Buch «Die sozialen Grenzen des Wachstums» gebraucht. Beat Kappeler hat es in einer seiner «Bund»-Kolumnen wiedergegeben, und Michael Kaufmann hat in seinem Referat an der Perspektiven-Tagung darauf Bezug genommen. Es ist ein einleuchtendes Bild, und eigentlich sind wir uns alle einig, dass wir abbauen sollten. Aber wo, wie?

Die Perspektivengruppe hat die Akzente anders gesetzt, als ich sie setzen würde. Ich meine aber nicht, dass die Perspektiven-Thesen sammt und sonders falsch sind. Sie kommen nur viel zu dogmatisch daher, geben sich viel zu sehr den Anschein von Allgemeingültigkeit.

Die Perspektivenleute repräsentieren ein gesellschaftliches Teilinteresse; das müsste man ihnen vor Augen halten. Sie sind nicht der Bauchnabel der Partei, auch nicht das Gehirn. Aber sie haben Gewicht. Wo sind die Gegengewichte?

Literatur: Der neue Roman von Gabriel García Márquez

Die Liebe in den Zeiten der Cholera

Von Alain Claude Sulzer

Es geht dem kolumbianischen Nobelpreisträger Gabriel García Márquez in seinem neuesten Werk, dem umfangreichen Roman «Die Liebe in den Zeiten der Cholera», ein weiteres Mal darum, das Leben einiger Menschen und deren Schicksal in einer genau umrisse, plastisch geschilderten Umgebung so eindringlich darzustellen, dass wir die Distanz dazu sehr schnell verlieren, uns die Personen gewissermassen zu eigen machen, uns in ihnen womöglich gar zu erkennen vermögen.

Márquez hat einen Gesellschaftsroman geschrieben, in dessen Mittelpunkt zwei Männer und eine Frau stehen – es handelt sich demnach auch um eine Dreiecksgeschichte –; nicht also die Gesellschaft, in der sie sich bewegen, steht im Zentrum, sondern die darin sich bewegenden Individuen; jedoch ist die Gesellschaft kaum je aus ihrem Handeln weggedacht. Es ist eine Klassengesellschaft, und es erscheint in diesem Roman des Kolumbianers nur eine ein-

zige Klasse, die, die herrscht. Dennoch wird man bei der Lektüre das Gefühl nie los, die einzelnen Mitglieder dieser Klasse würden zwangsläufig anders handeln, wenn sie unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen leben müssten.

Márquez schafft Atmosphäre, zumeist auf Anhieb, mit wenigen Sätzen, von Anfang an. So sind uns die drei Hauptpersonen des Romans sehr bald Vertraute, Bekannte, deren Schritte nicht lange erklärt werden müssen. Wir verstehen sie, ohne dass der Autor für sie um Verständnis bitten müsste. Wir begleiten sie auf ihrem langen, mehr oder weniger gemeinsamen Weg durchs Leben als stille Beobachter. Die Figuren in Márquez' neuem Roman sind für die kurze Weile des Lesens unsere Nächsten. Das heisst wohl, dass wir an sie glauben oder doch an eine bestimmte Seite ihrer Existenz. Wir glauben durch sie an die Literatur, die sie schafft; an eine Literatur, die glauben machen kann, das Leben, ja die Welt liesse

sich – wenn auch nur vereinfacht – immer noch *nacherzählen*.

Sie kann es nicht. Und doch erreicht Márquez für die Dauer des Lesens, dass wir ihm glauben; einfach, weil wir ihm folgen, weil wir uns von ihm gern durch seine Chroniken leiten lassen.

Gabriel García Márquez gehört zu jenen Schriftstellern, die an die chronologische Darstellung eines ganzen Menschenlebens durch die Literatur nicht nur glauben, sondern diesen Glauben auch – schreibend – immer wieder praktizieren. Nichts anderes tut er, wenn er uns «das Leben» dreier auf verschiedene Weise miteinander verbundener Menschen tatsächlich «ganz» erzählt; als Einheit, als Ganzes; und nicht mit Mitteln, die von der Unmöglichkeit dieses Unterfangens erzählen. Márquez denkt nicht daran, sich beirren zu lassen. Weshalb auch? Die Folgsamkeit seiner Leser scheint ihm recht zu geben. Er ist, wie die Erzähler des bürgerlichen Romans, der fast allwissen-